

André Meinunger

Zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachpflege – Der Versuch einer positiven Sicht*

0 Einleitung

Das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachkritik – oder eben auch Sprachpflege – ist in der Tat schwierig. Das liegt vor allem daran, dass die Angehörigen der jeweiligen Kategorie unterschiedliche Ziele verfolgen. Das allein reicht aber nicht, um „die bald schwelende, bald hell aufflackernde Fehde“ zwischen ihnen zu erklären, von der zum Beispiel Dieter E. Zimmer spricht (2007), denn diese verschiedenen Ziele sind nicht notwendigerweise entgegengesetzt oder immer und unbedingt unvereinbar. Wir kennen glücklicherweise Beispiele, die bezeugen, dass es auch anders geht. So gibt es Sprachpfleger, die (Er-) Kenntnisse der akademischen Linguistik akzeptieren und die zumindest auf die Sprachwissenschaft zugehen. Der vor zwei Sätzen erwähnte Publizist Dieter E. Zimmer gehört zu diesen aufgeklärten Persönlichkeiten. Sogar der in sprachwissenschaftlichen Kreisen sehr skeptisch beäugte und bisweilen durchaus kritisch zu sehende Verein Deutsche Sprache hat mir als (einst) heftigem Gegner einer Sprachkritik, wie sie im besagten Verein vehement betrieben wird, ein freundlich gesinntes Interview für sein Organ angeboten¹. Wenn nun dezidierte Sprachhüter und eifrige Sprachpfleger (neuerdings) ab und an bereit sind, auf die Sprachwissenschaft zuzugehen, um von ihr zu lernen, muss man auch fragen dürfen, ob die Linguistik ihrerseits der Sprachpflege nicht auch etwas Positives abgewinnen kann. Im Folgenden möchte ich diese Frage positiv beantworten.

In seinem sehr polemischen Buch, das sowohl gegen den populären Sprachpfleger Bastian Sick wie auch gegen mich als Stellvertreter für die Sprachwissenschaft(ler) konzipiert ist, stellt Karsten Rinas eine ungewöhnlich anmutende These auf (Rinas 2011). Die Sprachpflege oder die halb akademische, halb laienhafte Sprachkritik habe immer wieder auf sprachliche Phänomene aufmerksam gemacht, die möglicherweise von der akademischen Linguistik unbemerkt geblieben wären, die wissenschaftlich gesehen allerdings sehr häufig herausfordernd und bereichernd gewesen seien. Ganz unzutreffend ist diese Behauptung nicht (siehe auch Meinunger 2012a). Das soll in den kommenden Abschnitten gezeigt und in einen derzeit geführten grammatiktheoretischen Diskurs eingebettet werden.

Für eine der führenden modernen Sprachtheorien – die Generative Grammatik – ist die menschliche Sprachfähigkeit die Beherrschung einer begrenzten Anzahl von Regeln, die – angewendet auf ein endliches Repertoire an

¹ Sprachnachrichten 57 (1/2013), S. 3. („Einiges wirkt abschreckend“)

Morphemen oder Wörtern – eine potentiell unendliche Menge an verschiedenen Sätzen erzeugen (= generieren) kann. Im Grunde genommen ist der Gedanke nicht so neu und Noam Chomsky, der Vater der Generativen Grammatik, hat diesen sogenannten „kreativen Aspekt“ schon in der berühmten Aussage Wilhelm von Humboldts vorgefunden und ebendiesen zitiert, wonach die Sprache „von endlichen Mitteln unendlichen Gebrauch“ mache. Jürgen Trabant hat das seiner Meinung nach reduzierte chomskyanisch-generative Verständnis der Humboldtschen Aussage öfter als falsch und vor allem eben als missverstanden hinstellen wollen (2005, 2008). Ähnlich wurde und wird die Generative Grammatik ganz allgemein von Anfang an für ihr allzu eingeschränktes Sprachverständnis kritisiert. An den meisten dieser Kritikpunkte ist etwas dran. Das Phänomen natürliche Sprache ist ganz sicher mehr als die menschliche Fähigkeit zur simplen Rekursion, das heißt das potentiell unendliche Wieder-und-Wieder-Anwenden einer Regel. Die Frage ist allerdings, ob dieser „Mechanismus“ nicht vielleicht das entscheidende Moment ist; und wenn nicht das entscheidende, dann wenigstens eine tragende Säule der menschlichen Sprachfähigkeit (Wunderlich 2008). Diese Frage soll hier nicht weiter erörtert werden. Fest steht, dass die Generative Grammatik und der gesamte moderne amerikanische Strukturalismus, dem sie manchmal gegenübergestellt und manchmal zugerechnet wird, Modellcharakter für viele neuere Strömungen hat(te). In jedem Fall ist es legitim und weithin anerkannt, dass Grammatik – als das Herzstück des weiter gefassten Phänomens Sprache – als ein Regelwerk definiert wird. Regelwerk kann und soll erst einmal prätheoretisch verstanden werden als eine Menge von Regeln, die bestimmen, welche sprachlichen Ausdrücke korrekt, gut, grammat(ikal)isch oder (prinzipiell) möglich sind, und welche eben nicht. Hier bedeutet für den Sprachwissenschaftler korrekt etwas anderes als für den Sprachpfleger. *Korrekt* ist hier quasi synonym zu *prinzipiell möglich*. So sind im Deutschen Ausdrücke wie *zu der Zeit, wo ich im Genf gelebt habe und das war schöner wie in Leipzig* oder *größer als wie du* eben durchaus möglich und deshalb für einen Linguisten korrekt. Für einen sprachbewussten, normorientierten Deutschsprecher sind diese Formulierungen eben nicht korrekt; für den sind sie schlecht, falsch oder eben inkorrekt². Der Grund ist, dass sie gegen normative Regeln verstoßen, das heißt gegen bewusst gemachte konventionelle und dabei einigermaßen willkürliche Vorschriften, wie sie meist in Grammatik-Handbüchern beschrieben sind. Diese Regeln sind aber eben nicht diejenigen, die den Linguisten sonderlich interessieren. Den interessiert eher, warum man im Deutschen nicht sagen kann *mehr groß als du* oder *größer dich* oder *größer deiner*, obwohl etwas Entsprechendes im Russischen beispielsweise möglich ist. Oder warum der *wo*-Nebensatz am absoluten Satzanfang zwar in (2), aber keinesfalls in (6) möglich ist.

² Siehe auch die vergleichbare Diskussion der verschiedenen Fehlerbegriffe bei Schneider (2013), bezugnehmend auf Eisenberg und Voigt (1990). Die einen Abweichungen kommen dem gleich, was oft als *Systemfehler* bezeichnet wird, die anderen fungieren häufig als *Normfehler*.

- (1) Ich habe nicht gewusst, wo genau er in Genf gewohnt hat.
- (2) Wo genau er in Genf gewohnt hat, habe ich nicht gewusst.
- (3) Das ist der der Zeit gewesen, wo er in Genf gewohnt hat.
- (4) Das ist zu der Zeit, wo er in Genf gewohnt hat, gewesen.
- (5) Zu der Zeit, wo er in Genf gewohnt hat, ist das gewesen.
- (6) *Wo er in Genf gewohnt hat, ist das zu der Zeit gewesen.

Die Regeln, die die guten, nichtgesternteten Ausdrücke ableiten, und die gesternteten ausschließen oder eben nicht ableiten können, sind die für den Linguisten interessanten grammatischen Gesetze. Solche Regeln lernt man als Kind im Spracherwerb aber nicht durch Belehrung und Instruktion. Dass (6) nicht wohlgeformt ist, weiß jeder deutsche Muttersprachler intuitiv, er muss es gar nicht bewusst lernen. Das ist gemeint, wenn man davon spricht, dass sprachliches Wissen größtenteils unbewusst ist: man weiß, dass (6) nicht korrekt ist, aber man, also der Laie, kann nicht begründen, was am Ausdruck falsch ist und inwiefern. (6) ist ein unstrittiges Beispiel für einen Satz, der gleichsam für Sprachpfleger wie für Sprachwissenschaftler schlecht ist. (3), (4) oder (5) sind nun Sätze, die – obwohl für viele Sprachpfleger inakzeptabel – für Sprachwissenschaftler durchaus in Einklang mit grammatischen Regeln erfassbar und somit korrekt gebildet sind. Für den generativen Theoretiker stand lange Zeit ein idealer Sprecher als Autorität für Grammatikalität gerade. Es war Konsens anzunehmen, dass quasi alle Sprecher einer Sprachgemeinschaft dieselben Regeln im Kopf haben und deshalb auch über dieselben Intuitionen verfügen würden. Dieses sozusagen bei allen gleiche Wissen macht die Kompetenz aus. Wenn es nun zu Verstößen beim Sprechen kam, lag das an sogenannten Performanzfehlern: das Kurzzeitgedächtnis, das den Anfang eines Satzes vergessen ließ, das Sprechtempo, das einen über die eigene Zunge stolpern machte oder die Wortfindungsblokade, die den Redefluss unterbrach oder sich ein falsches Wort einschleichen ließ. Für Beispiele wie (1) – (6) war diese heuristische Herangehensweise auch völlig ausreichend. Es reichte die bloße Introspektion des muttersprachlichen Linguisten. Im Laufe der Zeit allerdings kamen Zweifel. Nicht immer sind die Intuitionen so klar, und immer öfter divergierten die Behauptungen, was ein richtiger sprachlicher Ausdruck ist und was nicht – oder was ein Satz bedeuten kann und was nicht. Ganz am Anfang war die bipolare Unterscheidung: ok oder ✓ (oder ganz unmarkiert) für korrekt einerseits und dem entgegengesetzt das Sternchen * als das Zeichen für schlecht³. Später kam das Fragezeichen ? für zweifelhaft, dann die Raute # für kontextunangemessen. Und mit der Idee, dass sich die Zeichen kombinieren und dann durch Klammern abschwächen lassen, war der Damm gebrochen: ?? bedeutet(e) besonders fraglich; (#) leicht unangemessen, „eigentlich gut“, ??/* schlecht, aber vielleicht nicht 100%-ig ausgeschlossen usw. Dieser Zustand rief unter den generativ

3 – aus der historischen Linguistik bekannt und genutzt für „rekonstruiert, aber nicht belegt“ –

oder ähnlich formal orientierten Linguisten Anfang der Neunzigerjahre eine neue Herangehensweise, eine Art „empirische Wende“ hervor (Schütze 1996, Reis und Kepser 2005, Featherston 2005). Das war und ist als ein großer Fortschritt zu werten. Die empirischen Forderungen konzentrieren sich auf Objektivierung in zwei Bereichen: (i) sprachliche Äußerungen müssen statistisch signifikant häufig in authentischen Texten vorkommen. Also nur dann, wenn sich eine Konstruktion, sei es ein strukturiertes Wort, ein Syntagma oder ein komplexes Satzgefüge, mit einer gewissen Häufigkeit in Korpora wiederfindet, kann sie als real und somit als grammatisch wohlgeformt gelten. (ii) sollen fragwürdige Strukturen in psycholinguistischen Experimenten abgetestet werden. Dabei werden möglichst viele Sprecher einbezogen. Die Heuristiken reichen vom simplen Abfragen, ob Muttersprachler bestimmte sprachliche Muster akzeptieren oder ablehnen, bis hin zu hochkomplexen Eye-tracking-Experimenten und sogenannten bildgebenden Verfahren, bei den Hirnaktivitäten gemessen werden. Damit hatte die Linguistik einen großen Schritt zu einer empirisch saubereren Wissenschaft getan.

Aber: schon wieder tun sich auch hier methodische Probleme auf. Kann es sein, dass gewisse Ergebnisse systematisch mit Fehleinschätzungen behaftet sind? Aus der Wahrnehmungspsychologie kennt man zum Beispiel optische Täuschungen: wir Menschen nehmen gebrochen durch unsere Sinne und die Verarbeitung der Reize im Gehirn Gegenstände oder Prozesse anders wahr, als sie nachweislich tatsächlich sind oder ablaufen (vgl. auch weiter unten). Ist so etwas beim menschlichen Verarbeiten von Sprache denkbar? Erst seit kurzer Zeit wird intensiv darüber nachgedacht, ob es so etwas wie grammatische Illusionen gibt. Ein wichtiger Auslöser der Diskussion sind dabei Arbeiten des österreichischen Linguisten Hubert Haider (2010, 2011). Seiner Ansicht nach, die von weiteren Linguisten geteilt, von anderen abgelehnt wird, gibt es Strukturen, welche nun den neueren Empirie-Anforderungen gerecht werden, welche aber den skeptischen Theoretiker weiterhin herausfordern. Es scheint demnach der Fall zu sein, dass bestimmte sprachliche Strukturen zum einen ausreichend häufig vorkommen. Belege für die fraglichen Konstruktionen lassen sich teilweise in Hülle und Fülle finden, bei anderen ist die Datenlage zumindest so stabil, dass sie statistischen Anforderungen standhält. Zum anderen lassen sich diese Strukturen auch in Experimenten mit Testpersonen valide evozieren oder bestätigen. Dennoch stellen sie gerade für den Grammatiker ein Problem dar, weil diese Strukturen nicht wohlgeformt sein sollten. Sie sollten es nicht, weil sie den Regeln, die man erkannt zu haben meint, widersprechen. Es handelt sich dabei um Regeln, die unter kompetenten Sprachwissenschaftlern Konsens sind. In vielen Fällen sind sie sogar dem Laien unmittelbar einsichtig. Dass regelwidrig gebildete Ausdrücke aber doch gut klingen und dem Sprachgefühl eher ent- als widersprechen, ist erst einmal kurios. Wie ist dieser Befund einzuschätzen?

Die Überlegungen zur Thematik beginnen wieder bei der Beurteilung sprachlicher Daten. Für Haider, seine generativen Kollegen und einen Großteil

weiterer Sprachwissenschaftler lassen sich sprachliche Ausdrücke in zweierlei Hinsicht bewerten. (Die oben herausgearbeitete sprachpflegerisch-orientierte normative Beurteilung ist also inzwischen erst einmal ausgeblendet, bis sie weiter unten wieder aufgegriffen wird.) Die einschlägigen Begriffe sind hierbei (i) Grammatikalität und (ii) Akzeptabilität. Eine Struktur ist grammatisch, also grammatikalisch wohlgeformt, wenn sie in Einklang mit den grammatischen Regeln steht. Eine Struktur ist akzeptabel, wenn sie in Einklang mit dem Sprachgefühl steht, wenn sie also vom Muttersprachler als richtig, als gut und/oder korrekt empfunden wird.

grammatisch	akzeptabel		
+	+	alles in Ordnung	(i)
-	-	alles schlecht	(ii)
+	-	„Holzweg“, Performanzproblematik	(iii)
-	+	grammatische Illusion	(iv)

Im Normalfall gehen Grammatikalität und Akzeptabilität miteinander einher. Das liegt in der Logik der Genese dieser Beurteilungen. Ein Linguist stellt die Regeln dem Sprachgefühl folgend auf, formuliert die Gesetze also so, dass das herauskommt, was er initial als richtig, das heißt eben akzeptabel, empfindet. Diese Entsprechung stößt allerdings an Grenzen. Fassen wir kurz zusammen: im Normalfall sind grammatisch regelhafte Strukturen sprachlich akzeptabel und regelwidrige Konstrukte inakzeptabel. Das ist erwartbar, daher quasi trivial und wird in den Zeilen (i) und (ii) erfasst und entsprechend mit den Beispielen (7) und (8) illustriert.

- (7) a. Der Hänsel sucht die Gretel.
 b. Ob es eine gute Wahl gewesen ist, werden zuallererst diejenigen entscheiden müssen, die sie getroffen haben.
- (8) a. *Hänsel die der sucht Gretel.
 b. *Die sie getroffen haben, werden zu allererst diejenigen entscheiden müssen, ob es eine gute Wahl gewesen ist.
- (9) a. ☞ Der Hund hat die Katze, die die Maus, die den Käse angefressen hat, gejagt hat, gebissen.
 b. ☞ Hätte, hätte, hätte es geregnet, alles abgesagt werden müssen, jemand protestiert?
 c. ☞ Er bezichtigte den Vater des Schreibens unkundiger Kinder.
 d. ☞ Fest steht, dass Max die Kollegen nicht vorgestellt bekamen.

Die Regeln, die beachtet werden bzw. gegen die verstoßen wird, wären beschreibbar durch: im Deutschen geht der Artikel dem Substantiv voran; im Deutschen kongruiert das gebeugte Verb mit dem Subjekt; im Hauptsatz steht das gebeugte Verb an der zweiten Stelle; Relativsätze können im Mittel- und im Nachfeld stehen; Argumentsätze können im Vor-, im Mittel- und im Nachfeld stehen. Interessant wird es dann, wenn sich die Beurteilungen widersprechen. Die dritte Spalte repräsentiert Fälle, die schon länger bekannt sind. Dazu gehören zum Beispiel sogenannte Holzwegsätze (engl. „garden path“). Für das Deutsche hat man sich schwer getan, solche Sätze zu finden. Letztendlich liegen mit (9c) oder (9d) doch ganze gute Illustrationen vor. Diese Sätze sind in der ersten Konfrontation bei Hörern oder Lesern inakzeptabel. Wenn man den Testpersonen allerdings klarmacht, was die Sätze heißen sollen, ihnen also zeigt, was die Struktur ist, werden diese Sätze richtig verstanden und als möglich bewertet. Gleiches gilt für mehrfache Zentraleinbettungen. (9a) und (9b) sind regelkonform gebildet, allerdings werden sie nur als „richtig“ beurteilt, wenn den Hörern Zeit gegeben wird, die Abhängigkeiten aufzulösen. Bei normalem Sprech- oder Lesetempo setzt das Verständnis solcher Konstruktionen aus und die Sätze werden eben als abweichend im Sinne von „inkorrekt“ beurteilt. Für Haider und andere neugierige und skeptische Sprachwissenschaftler interessant ist nun der umgekehrte Fall: Strukturen, die regelwidrig gebildet wurden, die aber dennoch in Harmonie mit dem Sprachgefühl stehen. Derartige sprachliche Konstruktionen suggerieren also trotz Inkorrektheit die (oberflächliche) Intuition, dass sprachlich „alles in Ordnung“ sei. Ebendiese nennt Haider „grammatische Illusionen“, die als analoge, quasi invers-entsprechende Phänomene zu Holzweg-Konstruktionen charakterisiert. Er begriff sie aber auch, wie ebenfalls schon angedeutet wurde, als sprachliches Pendant zu optischen Illusionen.

Das Bemerkenswerte an optischen Illusionen ist bekanntlich ihre Persistenz. Sie lassen sich auch dann nicht unterdrücken, wenn man sich ihrer bewusst ist. Es sind unbeeinflussbare Reaktionen eines kognitiv abgekapselten Verarbeitungssystems (Pylyshyn 1999). Fodor (1983) sieht in dieser Eigenschaft Evidenz für modular organisierte Verarbeitungsvorgänge. Auch für die Sprachverarbeitung wird eine modulare Organisation der Verarbeitung vermutet. Daher sollte es – analog zu optischen Illusionen – Phänomene geben, die man zu Recht als grammatische Illusionen betrachten darf. (Haider 2011: 223f.)

Beispiele für optische Illusionen:

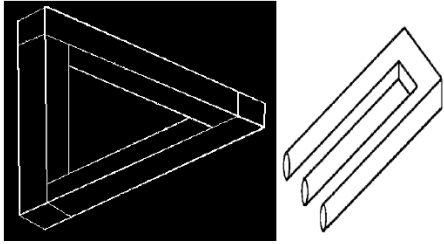


Abbildung 1 (entnommen aus Haider 2010)

Im folgenden Abschnitt soll es um Kandidaten für grammatische Illusionen gehen.

1 Grammatische Illusionen – eine Skizze

Haiders Paradebeispiel zur Illustration ist eine komplexe Infinitivkonstruktion (im Weiteren auch häufig auch „Verbcluster“ genannt), die schon von mehreren Forschern besprochen wurde (Bech 1963), nach Marga Reis (1979) nennt sich die Konstruktion bisweilen Stirnhorn-Illusion, bei Ralf Vogel heißt sie Skandalonstruktion. Sie ist ein „Skandal“, weil alle in der rechten Satzklammer befindlichen verbalen Elemente (laut Vogel) die falsche Position und die falsche morphologische Form aufweisen. Dabei klingen die (authentischen!) Beispiele (10)-(13) nicht schlecht:

- (10) (Ich) hoffe, geholfen haben zu können. (Haider)
- (11) Er bedauerte, es nicht verhindert haben zu können. (Vogel)
- (12) Eine Pariserin namens Dimanche soll sich ein gewaltiges Stirnhorn operativ entfernt haben lassen. (Reis, nach einer „Spiegel“-Ausgabe von 1973)
- (13) ... ohne sein Studium vollendet haben zu können. (Merkes, s.u)

Laut Haider liegt hier eine Illusion vor. Wie kommen diese Verbcluster zustande? Läuft da etwas falsch, und wenn ja: was? Fest steht, dass ein entsprechender finiter Satz problemlos wäre, egal ob in kanonischer Subordinationsform mit der unterordnenden Konjunktion *dass* (14) oder mit hauptsatz-typischer Verbzweitstellung (15).

- (14) Ich hoffe, dass ich ihnen habe helfen können.
- (15) Ich hoffe, ich habe ihnen helfen können.

Diese Beispielsätze zeigen, dass das „höchste Verb“ des eingebetteten Satzes das Hilfsverb *haben* ist. *Haben* statusregiert das Modalverb *können*, das hier im Er-satzinfinitiv auftritt. Nichtmodalverben – also „normale“ Vollverben – oder Mo-

dalverben, sofern sie kein Verb modifizieren, d.h. zum Beispiel lediglich ein Pronomen oder einen finiten Satz zum Argument nehmen, erscheinen als Partizip II.

- (16) Ich habe ihnen geholfen / *helfen.
- (17) Ich habe es gekonnt / ?*können.
- (18) Er hat gewollt / *wollen, dass sie zurückkommt.

Das Modalverb *können* in (14) und (15) wiederum statusregiert das Vollverb *helfen*, das natürlich im reinen Infinitiv (ohne *zu*) realisiert werden muss. Will man nun aus einem finiten Satz (wie in (14) oder (15)) einen infinitivischen machen, muss das finite Verb als *zu*-Infinitiv (im 2. Status) realisiert werden. Eine nicht ganz so komplexe, weil nicht-perfektivische Form, illustriert dies:

- (19) Ich hoffe, ihnen helfen zu können.

Soll nun eine perfektivische Variante aus (14) oder (15) zu einer Infinitivkonstruktion gemacht werden, wird aus der finiten Form (*ich*) *habe* die infinitivische *zu haben*. Das Ergebnis ist nicht akzeptabel:

- (20) *Ich hoffe, ihnen zu haben helfen können.

Das liegt vor allem an einer Regularität, die schon lange bekannt ist: der Infinitivmarker *zu* möchte im (modernen Standard-)Deutschen an vorletzter Stelle stehen, vor dem letzten Infinitiv innerhalb der rechten Satzklammer (Vogel (2009) nach Bech (1955/83, 1963)). Schon diese Regel steht im Prinzip im Widerspruch zu einer anderen, nämlich der obligatorischen Oberfeldbildung im Perfekt beim Ersatzinfinitiv: *haben* drängt an einen vorderen Platz im Verbcluster, seine Finalstellung ist ungrammatisch:

- (21) Ich bin sicher, dass ich habe helfen können. (Standard-/ Norddeutsch)
- (22) Ich bin sicher, dass ich helfen habe können. (Süddeutsch)
- (23) *Ich bin sicher, dass ich helfen können habe.

Das Ergebnis des Versuches, „zu haben“ im Infinitivcluster zu haben, ist ziemlich schlecht, aber nicht ganz inakzeptabel:

- (24) ??Ich hoffe, ihnen helfen können zu haben.

Haiders Erklärung für die empfundene relative Wohlgeformtheit von (25) ist das Ergebnis eines von ihm so genannten Trugschlusses:

- (25) Ich hoffe, ihnen geholfen haben zu können.

Um das Verbot der Finalstellung für das Auxiliar zu umgehen, rückt *haben* etwas nach links im Verbcluster. Um die „zu-Vorletzt-Regel“ für den Infinitivmarker *zu* einzuhalten, bleibt *zu* zurück und präfigiert sich praktisch an *können*. Nun steht *haben* rechts hinter einem Vollverb, direkt nach *helfen*: „Zwischenschritt“ *helfen haben zu können*. Das ist eine „ungewohnte“ Kombination: ein Perfektauxiliar verlangt normalerweise das Partizip eines Vollverbs und keinen (Ersatz-) Infinitiv. Damit man die „Ungereimtheiten“ nicht merkt, macht der Sprecher aus dem Infinitiv ein Partizip. Fertig ist die Illusion (25). (25) klingt für die meisten Sprecher ziemlich akzeptabel, aber alle Regeln scheinen über den Haufen geworden zu sein. Vogel beschreibt es also ganz gut, wen er sagt, dass alle Verben die „falsche Form“ hätten: das Partizip *geholfen* müsste ein einfacher Infinitiv sein, *können* ist Ersatzinfinitiv und müsste eigentlich ein Partizip sein, und *haben* erscheint als einfacher Infinitiv, müsste aber als vom Matrixverb regiert als *zu*-Infinitiv realisiert werden. Vogel versucht, der Konstruktion auf optimalitätstheoretische Weise nahezukommen: konfligierende Regeln werden in ihrer Anwendung geordnet: bestimmte Regeln sind wichtiger als andere, die unwichtigeren können im Konfliktfall unbeachtet bleiben. Haider begnügt sich damit, zu sagen, dass nicht sein kann, was nicht sein darf. (25) sei eine Illusion, genauso wie andere Reparaturversuche ebenfalls missgebildet sind. Für ihn ist es charakteristisch, dass in uneindeutigen Situationen mehrere Struktur-Kandidaten gebildet werden: (*Sie behauptet, das nicht*) *gefunden haben zu können, finden gekonnt zu haben, haben finden zu können, haben finden zu können, gefunden gekonnt zu haben* etc. In der Tat ist vor allem das Muster Infinitiv-Partizip-*zu haben* ähnlich akzeptabel und scheinbar ebenfalls produktiv. Das entspräche (26)

(26) Ich hoffe, ihnen helfen gekonnt zu haben.

An dieser Stelle soll nicht darüber entschieden werden, ob Haider recht hat, wenn er die dargestellte Konstruktion als Illusion hinstellt, oder ob Grammatiker wie Vogel (2009) oder Wurmbrand (2012) recht haben, wenn sie sprachliche Gesetzmäßigkeiten hinter den Mustern vermuten und explizieren (siehe dazu auch Meinunger (erscheint)).

Im Moment sprechen für Haider noch zwei weitere Beobachtungen. Für ihn ist ein bestimmtes Merkmal bei Illusionen charakteristisch, in diesem Sinne lautet auch der Untertitel seines Aufsatzes: lokal wohlgeformt, global deviant. So ist zum Beispiel in (25) das Nebeneinander der zwei Wortformen *geholfen haben* rein für sich genommen eine ganz normale Abfolge, lokal „geht das in Ordnung“. Global dagegen kommen die Formen, was ihre Abhängigkeiten betrifft, nicht zusammen. Betrachtet man den Verbalkomplex in seinem Zusammenhang in Gänze, was zu Beginn dieses Abschnitts ausführlich versucht wurde, ist das Nebeneinander der beiden Formen, nicht zulässig. Und genau diesen „Mis-Fit“

kennt man von einer bestimmten Art optischer Täuschungen. Die in Abbildung 1 in der Mitte und rechts dargestellte sogenannte Teufelsgabel illustriert den Punkt in Reinform. Die drei rundlichen Gabelspitzen – in Gedanken vom Unterteil abgeschnitten – sähen in der Zeichnung einer normalen Gabel ganz genauso aus. Der untere Teil, der ein eckiges Hufeisen sein könnte, ist für sich genommen ebenfalls unproblematisch. Insofern „schluckt“ der Betrachter die gesamte Darstellung. Erst wenn die Testperson versucht, die zweidimensionale Zeichnung in Gedanken dem entsprechenden dreidimensionalen Gegenstand zuzuordnen, merkt sie, dass das ein unmögliches Unterfangen ist. Einzelne funktionieren die Teile – in der suggerierten Gesamtheit nicht. Dasselbe Prinzip – künstlerisch umgesetzt – findet man beim niederländischen Grafiker Maurits Cornelis Escher zuhauf. Zum Beispiel dieser Ausschnitt aus der Zeichnung „Trepp-auf-Trepp-ab“:

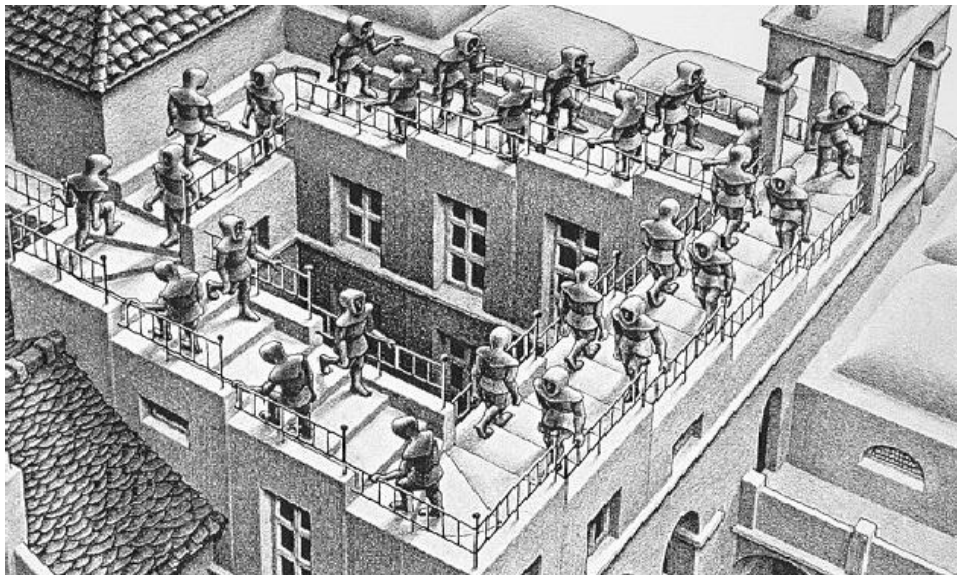


Abbildung 2 [M.C. Escher's „Ascending and Descending“ © 2014 The M.C. Escher Company-The Netherlands. All rights reserved.]

Lokal wohlgeformt: die einzelnen geraden Treppen funktionieren für sich problemlos, der naive kurze Blick auf die Gesamtzeichnung scheint auch keine Selbstzweifel an der Wahrnehmung auszulösen. Erst, wenn der Betrachter gezwungen wird, sich das dargestellte Bauwerk zusammen mit dem Prozess des (Auf-und-Ab-) Marschierens konsistent zu vergegenwärtigen, stellt man die Unmöglichkeit des Unterfangens fest. Derartige Täuschungen kennt man in der Wahrnehmungspsychologie schon lange. Der Biologe Jacques Ninio schreibt in der Son-

derausgabe „Welt der Illusionen“ der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Gehirn und Geist“ dazu Folgendes.

[Optische] Illusionen sind keine Defizite unserer Wahrnehmung, sondern das Ergebnis verdeckter Verarbeitungsprozesse im Gehirn. (Ninio 2010: 12)

Da Sprachverarbeitung im Gehirn ähnlich wie das visuelle Verarbeiten optischer Reize ein modularer Prozess ist, also einer, bei dem verschiedene Subsysteme interagieren, ist es nicht verwunderlich, dass es eben auch sprachliche Illusionen gibt und dass diese dann Ähnlichkeiten mit optischen Täuschungen haben. Der von Haider betonte „Lokal-ok_vs._Global-schlecht“-Unterschied deutet zunächst einmal ganz stark in diese Richtung.

Der zweite Punkt, der ebenfalls für Haider spricht, ist keine theoretische Überlegung wie die gerade angestellte, sondern ein weiterer simpler empirischer Fund. Was die Akzeptabilität der Skandal-Konstruktion oder Stirnhorn-Illusion betrifft, unterscheiden sich in deren Beurteilung Theoretiker wie Vogel und Wurmbrand, die diese Strukturen für grammatisch halten, von denen wie Haider, der einen Illusionsstatus proklamiert und sie für ungrammatisch hält. Bei folgenden Beispielen scheint eine Grammatikalitätsbeurteilung eindeutiger. Ich behauptete, die fraglichen Strukturen sind grammatikalisch misgebildet; allerdings handelt es sich um belegte Sätze. Darüber hinaus klingen sie durchaus nicht wie reiner Wortsalat, sondern haben etwas an und in sich, das die Ungrammatikalität abmildert.

- (27) Stokes, der die Arbeit Ludwig's citirt, übersah diese Berichtigung, und erklärt, in Dujardin's Arbeit diese Species tessellatus nicht habe finden zu können, was begreiflich ist, da sie niemals existirte⁴.
- (28) Mein Diener in Birma entschudigte sich einst, eine von mir als blau (pya) bezeichnete Flasche nicht habe finden zu können, sie sei ja grün (zehn)⁵.

Wem diese Sätze zu „veraltet“ klingen – immerhin stammen sie beide aus dem 19. Jahrhundert – seien hier zwei neuere Originalbelege angeführt. Diese Sätze sind genau vom selben „Strickmuster“. Außerdem stammen sie von Personen, die sich für quasi professionelle Schreiber (in Aktion) halten, was dafür spricht, dass es sich nicht um Flüchtigkeitsfehler handelt, sondern um Produkte des bewussten Formulierens:

4 Arbeiten aus dem Zoologischen Institut zu Graz. R. von Lenden: Die Gastrotrichen. Eine monographische Darstellung ihrer Anatomie, Biologie und Systematik: www.landesmuseum.at/pdf_frei.../AZI_GRAZ_3_0299-0476.pdf

5 Adolf Bastian (1869) Miscellen, Zeitschrift für Ethnologie I, S. 89, über Guy Deutscher (2010): Im Spiegel der Sprache, C.H. Beck, S. 71.

- (29) Für Marie, der ich verdanke, diese Zeilen habe schreiben zu können⁶
 (30) Dieser Teil hätte sicher hier und da besser sein können. Ihn mehr ausbauen und so. Doch wie gesagt ich habe keine kreative Phase im Moment!
 Bin froh(,) den Teil habe schreiben zu können! (DragonBallZ-Manga)

Diese Sätze müssen – oder sollten – allerdings ungrammatisch sein, denn bei den fraglichen Strukturen⁷ handelt es sich um Infinitivkonstruktionen: es gibt kein realisiertes Subjekt, es findet sich keine subordinierende Konjunktion, es erscheint der Infinitivmarker *zu*. Dennoch enthält die rechte Satzklammer einen finiten Bestandteil: *habe*. Global, also in Kombination, sind diese grammatischen Merkmale in einem Teilsatz unvereinbar. Diese Tatsache lässt den Schluss zu, dass hier eine Täuschung vorliegt – sofern man überhaupt geneigt ist, die Struktur nicht gleich als Fehlbildung zu interpretieren.

Haider präsentiert in seiner Arbeit weitere seiner Meinung nach als Illusionen zu analysierende Konstruktionen, die ich nicht durchweg für sonderlich zwingend, besonders illustrativ oder nachvollziehbar halte.

2 (Weitere) Grammatische Illusionen

2.1 In diesem Abschnitt möchte ich weitere eigene Kandidaten für grammatische Illusionen vorstellen.

2.1 Reanalyse von Derivation als Flexion

Gallmann (u.a. 1996) schlägt aufgrund der bekannten Daten aus (34)-(36) seine Suffixregel in (37) vor:

- (34) a. die Verarbeitung tropischen Holzes
 b. die Arbeiten ausländischer Studenten
- (35) a. *die Verarbeitung Holzes
 b. *die Arbeiten Studenten
- (36) a. die Verarbeitung von Holz
 b. die Arbeiten von Studenten
- (37) Gallmanns Suffix-Regel (1996, S. 288):
 Nomen können nur dann ein Kasussuffix tragen, wenn zugleich ein kongruierendes, adjektivisch flektiertes Wort ein Kasussuffix aufweist.

6 <http://www.die-schreibmaus.de/texte/items/was-sie-sagt.html> (25.6.2013) und
<http://www.dragonballz.de/fanfics/index.php?action=show&id=4730>
 7 Gekennzeichnet durch Unterstreichung

In den Beispielen sind diese Suffixe gekennzeichnet. Unbegleitete und dann notwendigerweise nicht-flektierte Substantive sind nur in *von*-PPs möglich. Weiterhin wissen wir, dass es im Deutschen eine ganze Reihe unveränderlicher Adjektive gibt. Derartige nicht-flektierende bzw. nicht-flektierte Adjektive sind zum Beispiel: *prima, klasse, extra, hammer, sexy*.

- (38) ein gutes Bier, ein schlechter Wein, mit klarem Schnaps
- (39) ein klasse Bier, ein prima Wein, mit (ei)nem extra Schnaps
- (40) *ein classes Bier, ein *primaner Wein, mit 'nem ?/*extranen Schnaps

Ebenso gibt es Herkunftsadjektive auf *-er*, die auch unveränderlich sind (vgl. z. B. Fuhrhop 2003)

- (41) Braunschweiger, Münchener, Schweizer, Odenwälder

Dass diese Adjektive unveränderlich sind, ist nicht ganz offensichtlich, weil sie oft ähnlich wie regulär flektierende aussehen:

- (42) ein großer Fußballer --- ein Münchener Fußballer

Die tabellenartige Darstellung macht aber deutlich, dass die einen veränderlich sind, die anderen, also die Herkunftsadjektive, nicht:

- | | |
|---|--|
| <ul style="list-style-type: none"> (43) ein alter Bürgermeister der alte Bürgermeister die alte Bürgermeisterin dem alten Bürgermeister ___altes Bier Der Bürgermeister ist alt__ | <ul style="list-style-type: none"> (44) ein Berliner Bürgermeister der Berliner Bürgermeister die Berliner Bürgermeisterin dem Berliner Bürgermeister ___ Berliner Bier Der Bürgermeister ist Berliner |
|---|--|

Die Gallmannsche Suffix-Regel sagt voraus, dass Nominalphrasen, die als Modifikatoren nur unveränderliche Adjektive und keine artikelartigen Wörter enthalten, ungrammatisch sein sollten. Diese Vorhersage ist korrekt:

- (45) *die Verarbeitung prima Holzes
- (46) *die Arbeiten klasse Studenten

Interessant sind nun aber die Sprecherurteile bei Strukturen mit Herkunftsadjektiven. Diese werden als ziemlich unproblematisch angesehen:

- (47) die großen Leistungen Tübinger Linguisten
 der Einsatz Schweizer Soldaten
 der Verzehr Wiener Würstchen
 die Verdienste Leipziger Lokalpolitiker

Meine Diagnose ist hier: grammatische Illusion. Es liegt bei diesen Daten eine „falsche“ mentale Reanalyse des *-er*-Derivationsmorphems als Flexionsmorphem für den Genitiv Plural (= *-er*) vor, wie es in regulären Genitivformen ordnungsgemäß flektierter Adjektive vorkommt.

- (48) die Leistungen dieser/unserer/fleißiger Sprachwissenschaftler

Eine Beschreibung und Verurteilung dieser Konstruktionen findet sich schon bei Wustmann (1891), siehe auch Abschnitt 3.

Eine vergleichbare Täuschung über die Wohlgeformtheit bei pränominaler Modifikation wird in Zifonun (2003) diskutiert. (Ihr Stein des Anstoßes ist die Genitivkonstituente im Satz: *Die DRK-Kreisvorsitzende Diemut Theato dankte Alfred Nennstiel im Beisein dessen Nachfolgers Thomas Lochner.*) Zur genitivischen Modifikationsproblematik siehe auch weiter unten.

2.2 Ein deutscher Adhortativ

Die bis vor kurzem gebräuchlichste deutsche Form für eine Art Adhortativ – eine Art Imperativ, die neben dem Hörer auch den Sprecher einschließt, – ist die *lass-uns*-Konstruktion (z.B. Ulvestad 1978).

- (49) Lass uns reingehen!

Die Struktur ist also: *lass* + *uns* + einfacher Infinitiv ohne *zu*. Der Infinitiv kann beliebig erweitert sein, zum Beispiel wie in (50) durch eine Adverbialbestimmung und ein Objekt.

- (50) Lass uns morgen eine Zeitung kaufen!

Die einschlägige Beobachtung ist nun die: Wenn das betreffende Prädikat ein reflexives Verb ist, entscheiden sich die meisten Sprecher für ein einfaches *uns*.

- (51) a. Lass uns uns am Eingang treffen!
b. Lass uns am Eingang treffen.
- (52) a. Lass uns uns hier hinsetzen.
b. Lass uns hier hinsetzen.
- (53) a. Lass uns uns erst nach seinem Tod scheiden.
b. Lass uns erst nach seinem Tod scheiden.
- (54) a. Lass uns uns nicht mehr streiten.
b. Lass uns nicht mehr streiten.

Das heißt, die meisten Sprecher präferieren die jeweilige b-Variante, obwohl, wie (55) und (56) zeigen, *lass* ohne *uns* ungrammatisch ist, beziehungsweise in bestimmten Fällen einen ganz anderen, nicht-intendierten Sinn ergibt.

- (55) ?/*Lass ins Kino gehen!⁸
(56) #*Lasst den Müll gleich wegbringen!

Das gilt ebenso oder sogar in noch stärkerem Maße für die reflexiven Verben, bei denen das Objekt nie wegfallen darf.:

- (57) *Ich möchte, dass wir am Eingang treffen.
(58) *Wir sollten hier hinsetzen.

Der durch die Getrennt-Betrachtung von *lass_uns* einerseits und reflexivem Prädikat andererseits nachgewiesene Regelverstoß bei gleichzeitiger positiver Beurteilung der Wortketten in (51b, 52b, 53b, 54b) lässt auf eine Illusion schließen. Der Ansatz einer Erklärung für das Phänomen findet sich in Meinunger (2011a, erscheint) und läuft auf Prinzipien wie Haplologie oder Horror aequi hinaus. Haplologie geht auf Maurice Bloomfield zurück und gehört heute fast zu den Standardbegriffen in Sprachgeschichte und Morphologie. Das gleiche Prinzip liegt dem Frans Plank (1981) zugeschriebenen Horror aequi zugrunde: direkt nebeneinander auftretende gleichlautende Silben werden häufig zu einer einfachen Sequenz reduziert. Das bekannteste deutsche Beispiel ist (*die*) *Zauberin*, die eben nicht als die erwartbare *Zaubererin* erscheint

2.3 Stark – schwach Probleme bei der Adjektivbeugung

Die bekannte Deklinationsregel für deutsche Adjektive besagt, dass nach definiertem Artikel und weiteren ähnlichen Determinierern (Demonstrativa, Possessiva,

8 Derzeit entwickelt sich ein Adhortativmarker *lassma*, der Fälle wie (55) in den Ohren jüngerer Sprecher gar nicht so abweichend klingen lässt. Die Struktur ist dann aber eine etwas andere. Sie ist auch formal anders: es erscheint zusätzlich die suffigierte Partikel *ma* oder *mal*. Entscheidend ist allerdings die Tatsache, dass das zu *lassen* gehörige *uns* wegfällt (Urban 2007).

bestimmten sogenannten starken Quantoren) die pränominalen Adjektive schwach gebeugt werden (59). Ist kein Artikelwort da, beziehungsweise nach gewissen indefiniten oder sogenannten schwachen Quantoren, erscheint das Adjektiv in der starken Form (60).

- | | | | |
|------|-----------------|--------------------------------------|---------|
| (59) | die süßen Äpfel | (diese, alle, ihre/seine/unsere...~) | schwach |
| (60) | süße Äpfel | (einige, ein paar, viele...~) | stark |

Nach pränominalen Genitiven finden wir ganz klar die starke Flexionsvariante des Adjektivs:

- (61) Peters süße(*n) Äpfel, Ingas *süße/süßer Apfel

Soweit sagen uns das praktisch alle einschlägigen Grammatiken und so diktiert uns die Verwendung der Formen auch das Sprachgefühl. Bisweilen findet man aber Daten wie den Satz in (62), in dem es um eine physiologische Auffälligkeit beim Fossilienfund der Vor- oder Frühmenschenfrau Lucy geht.

- (62) Lucys im Verhältnis zu ihrer Körpergröße relativ langen Arme lassen vermuten, dass...⁹

Dieser Original-Belegfund-Satz, in dem das Adjektiv schwach gebeugt ist, wird von fast allen Sprechern generell besser beurteilt als der entsprechende mit starker Flexion.

- (63) Lucys im Verhältnis zu ihrer Körpergröße relativ lange Arme lassen vermuten, dass...

Der Kontrast in (64) vs. (65) zeigt jedoch, dass beim Weglassen des langen Attributes die stark-schwach Regel durchaus Bestand hat (eben wie in (61)).

- (64) Lucys lange__ Arme lassen vermuten
 (65) *Lucys langen Arme lassen vermuten

Ein ähnlicher, das Phänomen allerdings etwas schwächer verdeutlichender Fall ist mir im Manuskript eines Beitrags begegnet, dessen Finalversion gerade erschienen ist¹⁰.

⁹ Falk, D. (2010): Wie die Menschheit zur Sprache fand. Aus dem Englischen von S. Kuhlmann-Krieg. DVA, München, S. 86.

¹⁰ Krifka, M. et al. (2014) Das mehrsprachige Klassenzimmer. Spektrum, Akademischer Verlag. (In der publizierten Ausgabe wurde die Form freilich geändert bzw. berichtigt.)

- (66) Zu den bekanntesten Politikern gehören der kubanische Revolutionsführer Fidel Castro und dessen 1967 in Bolivien ermordete Weggefährtin Che Guevara.

Korrekt müsste es *ermordeter*, also mit starker Beugung, heißen. Vielen Lesern fällt es jedoch nicht auf. Hier entsteht die Illusion von grammtischer Korrektheit wohl durch Komplexität. Fest steht: die gesamte Nominalphrase ist durch die pränominalen Genitiv-NP quasi definit. Das sehr komplexe adjektivische Attribut, das selbst durch mehrere Zusätze modifiziert wird, lässt den genauen Beginn der NP in Vergessenheit geraten. Lokal stehen Adjektiv und Substantive nebeneinander. Der Sprecher wählt dann die für definite NPs charakteristische schwache Beugung.

2.4 Pluralische Proformen

Durchaus ähnlich ist folgender Verstoß zu interpretieren.

- (67) Du bist nie in den Genuss einer ihrer Flederwichtflüchle gekommen, was?¹¹

Im Satz (67), wiederum ein Originalbeleg, wird der erste Artikel pluralisch markiert, obwohl er in der Genitiv-Singular-Version erscheinen müsste. Viele Testpersonen bleiben selbst nach der Analyse der Form und Konfrontation mit der korrekten Form bei ihrem Urteil und umschreiben ihre Intuition oft mit „Wenn (67) richtig sein sollte, dann müsste es doch *das Fluch* heißen – so ist es aber nicht“. Die eigentlich korrekte Version ist (68).

- (68) (?) Du bist nie in den Genuss eines ihrer Flederwichtflüchle gekommen, was?

Die Schwierigkeit ist hier, dass *einer* bzw. *eines* kein indefiniter Artikel ist, sondern eine eine ganze Nominalphrase repräsentierende Pronominalform, die durch das Genitivattribut *ihrer Flüchle* erweitert ist. Der „menschliche Parser“ will die NP-initiale Form allerdings als Artikelwort (miss-)verstehen und dann mit seinem scheinbaren, rechtsständigen Bezugsnomen genitiv-pluralisch kongruieren lassen *einer... Flüchle* quasi analog zu (*die Kraft*) *der (von alten Hexenmeistern noch beherrschten) Flüchle*. Dieses Dilemma endet dann im dargestellten Muster.

¹¹ Rowling, J. K.: Harry Potter, Der Orden des Phönix. Deutsche Übersetzung gebundenen Ausgabe, S. 123. Übersetzer: Klaus Fritz.

2.5 Die Mehrfachkennzeichnung einfacher Einbettung

Ein weiterer Fall begegnet uns bei bestimmten Satzeinbettungen. Als prinzipiell ausnahmslose Wortstellungsregel gilt, dass in einem deutschen Nebensatz, der durch eine subordinierende Konjunktion eingeleitet wird, das finite Verb in der rechten Satzklammer, also am Satzende zu erscheinen hat. Verstöße gegen diese Regel kommen sehr häufig bei Nichtmuttersprachlern vor, gelten aber als schwere Systemfehler.

(69) Wir wissen, dass das Verb zum Schluss kommt.

(70) *Wir wissen, dass das Verb kommt zum Schluss.

Erst seit sehr kurzer Zeit wird von einer Forscherin bestritten, dass (70) eine „undeutsche“ und somit ungrammatische Struktur sei (Freywald 2008). Die Germanistin bringt – dem Empiriekriterium entsprechend – eine Fülle an Belegen, die die Realität der Struktur belegen (sollen).

(71) Ich würde sagen, dass beide haben ihre Performanzvorteile.

(72) ...das liegt einfach daran, dass Kinder, die hiv-infiziert sind, stellen keinen Markt für die Pharmaindustrie dar.

In einer Reihe von Vorträgen (Meinunger 2011/12) habe ich zu argumentieren versucht, dass hier etwas Vergleichbares vorliegt, das in den Siebzigerjahren als fehlerhafte Verdopplung des Satzanfangs (zweifache Vorfeld- und linke-Satzklammer-Realisierung bzw. „generativ gesprochen“ CP-Rekursion) analysiert wurde. Dass hier ein tatsächlicher Regelverstoß vorliegt und kein grammatisch lizenziertes Muster realisiert wird, welches dann zu einer Art Performanzfehler führt, wird durch die Verdopplung bzw. Wiederholung der Nebensatz-initialen, meist topikalischen Konstituente nahegelegt. So analysiert Betten (1980) den Satz (73) als einen systematischen Fehler, den sie „Wiederaufnahme mit einem auf den Einschub bezugnehmenden Element“ oder „Wiederaufnahme von Konjunktionen und folgendem Satzglied bei eingeleiteten Nebensätzen“ nennt.

(73) ... darum ist es doch zweifellos so, dass ein geschlechtlicher Verkehr, der nicht aus wirklicher Liebe ... geschieht, dass der verhängnisvolle Folgen haben kann.

Sätze wie (74) sind McCloskeys (2005) englischen CP-Rekursionsfällen nachempfunden und werden im Deutschen ebenfalls sehr häufig produziert (vgl. Meinunger 2011a, 2011/12).

- (74) Es ist doch klar, dass, wenn man sich von Anfang an interessiert zeigt und immer mal wieder nachfragt, dass man dann bessere Chancen mit einer Bewerbung hat, falls es mal eine Stelle geben sollte...

Ganz Ähnliches gilt für Fälle wie in (75) oder (76), bei denen keine subordinierende Konjunktion wiederholt wird, sondern innerhalb des „angebrochenen“ Nebensatzes ein abhängiger Satz mit Hauptsatzverbstellung realisiert wird. In beiden Strukturen wird sozusagen die linke Satzklammer zweimal realisiert. Interessant dabei ist, dass diese Struktur besonders wohlgeformt klingt, wenn der entsprechende „Hauptsatz“ kein einfacher Verbzweit-Satz ist, sondern wenn es sich um eine Art Verbdritt-Struktur handelt, zum Beispiel um eine Art Linksversetzung oder eine *je-desto*-Konstruktion (vgl. auch Meinunger 2011b).

- (75) Es ist doch klar, dass, wenn man sich von Anfang an interessiert zeigt und immer mal wieder nachfragt, dann hat man bessere Chancen mit einer Bewerbung, falls es mal eine Stelle geben sollte.
- (76) Es war klar, dass je mehr Geld man erst einmal zu bezahlen bereit war, umso mehr würden die Begünstigten dann immer wieder einfordern.

(77) und (78) sind Originalbelege aus Herders Abhandlung über den Ursprung der Sprache von 1772.

- (77) Ich merke also an, dass je weniger die menschliche Natur mit einer Tierart verwandt, je ungleicher sie mit ihr am Nervenbaue ist: desto weniger ist ihre Natursprache uns verständlich.
- (78) Und nun folgt, dass wenn der Mensch Sinne hat, die für einen kleinen Fleck der Erde, für die Arbeit und den Genuss einer Weltspanne des Tiers, das in dieser Spanne lebet, nachstehen an Schärfe, so bekommen sie eben dadurch den Vorzug der Freiheit.

2.6 Sogenannte „Schmarotzerlücken“

Eine ähnliche Unsicherheit kann man oder muss man wohl sogar bei sogenannten Schmarotzerlücken – oder englisch „parasitic gaps“ – feststellen. Bei diesen Strukturen wird eine ansonsten valenznotwendige Angabe sprachlich nicht realisiert. Den klassischen Fall bilden Sätze, in denen ein w-markiertes Objekt am Satzanfang es möglich macht, dass innerhalb des komplexen Fragesatzes ein weiteres direktes Objekt ausgelassen werden kann (79):

- (79) Welches Buch hat er, ohne (es) gelesen zu haben, ins Regal gestellt?

Die Lücke kann in den einschlägigen Fällen alternativ auch immer gefüllt sein – angedeutet durch die Klammerung. Laut der polnischen Psycholinguistin Ewa Dąbrowska und ihren Kollegen ist die Parasitic-Gap-Konstruktion eine Erfindung der generativen Grammatik – jedenfalls für das Englische (z.B. Dąbrowska 2010). (Es gibt jedoch auch eine Unmenge an generativ orientierten psycholinguistischen Untersuchungen, die die „reale Existenz“ der Konstruktion nachweisen (wollen).) Auch in der deutschsprachigen Linguistik wird das Konzept quasi ausschließlich von Generativisten besprochen. Für die Diskussion in diesem Beitrag soll nur Folgendes festgehalten werden: Für Alle – Theoretiker wie Laien – ist die Variante mit dem realisierten Objekt, also die ungetilgte Version, immer grammatikalisch wohlgeformt. Beim Beurteilen der Variante mit weggelassenem Objekt haben wir eine Situation, wie sie für Haiders Illusionskandidaten typisch ist: die Grammatikalitätsbeurteilung ist – auch unter generativen Grammatikern – maximal inkonsistent. Das illustriert die Beispielbatterie unter (80): die in Klammern angegebenen Forscher beurteilen die Konstruktion mal als gut, mal als schlecht (siehe Meinunger 2011/12 (pg = „parasitic gap“ – Schmarotzerlücke).

- (80) a. ?Patienten hat der Arzt ohne pg anzuschauen, viele _ wieder heimgeschickt.
 b. Semmeln soll er, wenn er pg findet, doch selbst _ kaufen!
 (E.P. Waldmüller)
 c. *Welche Zeitung hat Hans _ aufgeräumt, bevor Maria pg las?
 (I. Reich)
 d. Den Hans, wenn ich _ erwische, erschlage ich _ .
 (U. Lutz)
 e. *Welches Buch hat Hans _ zurückgebracht, bevor jemand pg lesen konnte?
 f. Welches Haus hast du _ gekauft, ohne pg gesehen zu haben?
 (A. R. Parker)
 g. *Der Arzt ließ den Patienten, ohne zu pg beruhigen, schreien.
 h. weil den Patienten der Arzt, ohne pg anzuschauen, _ untersucht hat
 (G. Grewendorf & J. Sabel)

Insofern und im Lichte der psycholinguistischen Erklärungen bei Dąbrowska lassen sich Schmarotzerlücken durchaus auch als Illusionskandidaten einordnen.

2.7 Fragwürdige attributive Bezüge

Als letztes sei noch eine Konstruktion betrachtet, die in der sprachwissenschaftlichen Diskussion quasi nicht vorkommt. Dabei stellt sie eine enorme Herausforderung an den Theoretiker. Andererseits – und bezeichnenderweise – ist sie ein

Dauerthema in der sprachpflegerischen und sprachkritischen Literatur. Es handelt sich hierbei um Komposita, bei denen durch ein separates Attribut in der Nominalphrase, deren Kopf das Kompositum darstellt, nicht das komplexe Kompositum (oder eventuell das Grundwort), sondern das Bestimmungswort modifiziert oder ergänzt wird. Die bekanntesten Fälle sind solche, bei denen sich ein attributives Adjektiv auf das Erstglied eines zusammengesetzten Substantivs bezieht. Dazu gehören ziemlich geläufige Kombinationen wie *grüner Bohneneintopf*, *künstlicher Besamungsvorgang*, *eheliche Pflichtverletzung*, *kindliche Sprachstörung*, *deutsche Sprachwissenschaft* (als Synonym zur linguistischen Germanistik und eben nicht zur *Linguistik in Deutschland*); man findet allerdings auch „schräge“ und teilweise lustige Bildungen wie *glückliches Hühnerei*, *geräucherter Fischladen* und viele weitere (siehe Burkhardt 1999, **dieser Band**). Hierarchisch entsprechend zu diesen adjektivischen Konstruktionen sind attributive Bezugnahmen von postnominalen Ergänzungen oder Modifikationen wiederum ausschließlich auf das Bestimmungswort: *keine Teilnahmepflicht an Debatten*, *Einführungskurse ins Lateinische*, *(alarmierender) Vertrauensschwund in die Politik*, *Einreiseverbot in die UdSSR*, *Verbrechensserie an Kindern* etc. Eine Kombination beider Attribuierungsphänomene war wohl Anlass für den Titel, den Armin Burkhardt für seinen Sprachreport-Beitrag wählte: *Gut erhaltene Knochenfunde von Urmenschen*. Burkhardt versucht eine Erklärung der Genese dieser Ausdrücke, die er als Fehler oder als Falschbildungen versteht. Dabei skizziert er Überlegungen, in deren Richtung weiter geforscht werden muss. Burkhardt eruiert und beschreibt Tendenzen, welche Verbindungen besser klingen als andere. Solche lassen sich sicher feststellen. Allerdings liegt eine umfassende Erklärung dieser Bildungen jedenfalls noch nicht vor; neuere Arbeiten zum Thema sind im Entstehen (Härtl erscheint).

3 Die Rolle der Sprachpflege (- und damit das Friedensangebot eines Linguisten)

Im letzten Teil des vorhergehenden Abschnittes geht es um ein Phänomen – „falsche Bezüge“ – , das in gewisser Weise symptomatisch ist. Die fragliche Konstruktion wird von einer der wenigen Persönlichkeiten untersucht, die sowohl der Fraktion der Sprachwissenschaftler als auch der der Sprachpfleger zuzurechnen ist: Armin Burkhardt ist professioneller Germanist, forscht zu teilweise rein systemlinguistischen, aber auch zu soziolinguistischen Fragestellungen. Andererseits ist er amtierender Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS), die sich auch als sprachpflegerische Institution begreift¹². Beim Verfassen

¹² Aus dem Internetauftritt der Gesellschaft:

„Wir über uns
Aufgaben und Ziele

Die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) ist eine politisch unabhängige Vereinigung zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache...“ (<http://www.gfds.de/wir-ueber-uns/>)

des zitierten Beitrags agiert er in dieser Doppelfunktion. Dabei stellt Burkhard fest, die Grammatiken böten in Bezug auf das ungewöhnlich Attribuierungsmuster „herzlich wenig Information“ (S. 2) oder würden das Phänomen einfach „übergehen“ (S. 3). Er konstatiert sogar, jene „Attribuierungsprobleme beim Kompositum werden daher nirgends auch nur mit einer Silbe erwähnt“ (S. 9). Genau diese, hier zitierten, Behauptungen werden von Eisenberg (Zifonun, Vogt und Eisenberg 1999) in dessen Replik auf Burkhardts Beitrag herausgegriffen und dann zu widerlegen versucht. In der Tat kann Eisenberg einige grammatiktheoretische Arbeiten nennen: Bergmann (1980), Kolde (1985), Fabricius-Hansen (1993) und aus demselben Jahr ein ganzes Buch von Schmidt (1993), außerdem sogar den Duden und eigene Arbeiten. Dennoch ist die Beobachtung von Burkhardt im Großen und Ganzen richtig. Die sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit der Thematik ist ausnehmend und unglaublich gering. Angesichts der Tatsache, dass hier eine semantisch-interperatorisch schwer handhabbare und formal kaum zu fassende Struktur vorliegt, haben Sprachwissenschaftler diese Art der Attributivkonstruktion vernachlässigt. Andererseits hat die Sprachpflege das Phänomen erstens viel früher und zweitens viel intensiver thematisiert. Bekannt ist der Abschnitt *Die gelben Fieberanfalle* in Wustmanns hier schon öfter zitiertem, zweifelhaften Standardwerk von 1891. Wustmanns Beispiele wie *der musikalische Instrumentenmacher*, *die reitende Artilleriekaserne*, *die geprüfte Lehrerinnenanstalt* wurden und werden immer und immer wieder von der jeweils aktuellen Sprachpflege(rei) zitiert und um neue Beispielfunde bereichert (z.B. Engel 1911). Sprachoberlehrer und Journalistenidol Wolf Schneider veröffentlichte noch über 100 Jahre nach Wustmann einen Stil- und Grammatik-Ratgeber, dessen Titel *„Der vierstöckige Hausbesitzer“* ein Wustmann-Zitat ist. Erst in neuer Zeit wird die Konstruktion für psycholinguistisch ausgerichtete oder orientierte Forschungsarbeiten interessant: Härtl (erscheint), oder eben Meinunger (2012b) in Anschluss an Haider (2010, 2011).

Insofern ist die eingangs skizzierte Rinas'sche These mit weiteren Beispielen belegt. Rinas' Behauptung war, dass die normative Sprachkritik der Linguistik immer wieder vorgearbeitet hat,

„indem sie – wenn auch oft polemisch – auf Phänomene aufmerksam gemacht hat, die bis dahin in der Sprachwissenschaft keine Beachtung gefunden hatten.“ (Rinas 2011: 104)

Rinas' eigenes und sein meiner Meinung nach bestes Beispiel für die „Vorreiterrolle“ der Sprachkritik bzw. Sprachpflege ist der Verweis auf die Partikelforschung. Sogenannte Modalpartikeln, die sich als kleine Wörtchen (*eh, eben, ja, doch, denn, aber* usw.) an einer bestimmten Position im oberen Mittelfeld des deutschen (meist selbständigen) Satzes „einnisten“, sind einstmals vom Sprachpfleger Ludwig Reiners (1943) als „Läuse in dem Pelz unserer Sprache“ diskreditiert worden. Inzwischen ist nicht nur Linguisten sondern auch sprachbewussten

Laien, selbst den meisten und vernünftigen Sprachpflegern klar, dass diese Partikeln sehr positiv zu wertende Elemente und gerade für das Deutsche charakteristische Einheiten sind. Die Sprachwissenschaftlerin Karin Pittner konstatiert:

Modalpartikeln haben eine rasante Karriere gemacht von einer Geringschätzung als „Flickworte“, die wie „Läuse im Pelz einer Sprache“ herumwimmeln (Reiners 1943) hin zu einem in der germanistischen Linguistik anerkannten Status als vor allem für die mündliche Kommunikation wichtige Elemente, die Informationen über die Einstellung des Sprechers zur Äußerung und ihre Verankerung in der Kommunikationssituation geben. Im Zuge der pragmatischen Wende war ein regelrechter Partikel-Boom mit einer Flut an Veröffentlichungen zu verzeichnen, die bis heute kaum abgeebbt ist. (Pittner 2010: 172)

Und in der Tat: im selben Jahr wie Pittners Aufsatz erschien ein kompendienhafter Sammelband „40 Jahre Partikelforschung“ (Harden und Hentschel 2010)). Als linguistisches Initial- und Standardwerk gilt Harald Weydts Buch *Abtönungspartikel* (Weydt 1969). Die sprachpflegerische Klage, die zwar unwissenschaftlich, unsensibel, unreif und in Verkennung des Potentials der Elemente eine Partikel-Verdammung eingeleitet und lange betrieben hat, muss dennoch als wichtiger Anstoß gesehen werden, sich mit dem Phänomen Partikel zu beschäftigen. Und ganz Ähnliches trifft nun auf fast alle Fälle der im vorliegenden Beitrag diskutierten Illusionskandidaten zu.

Die wissenschaftlich fundierte Beschäftigung mit dem deutschen Verbal-komplex (später *Skandalkonstruktion* und *Stirnhorn-Illusion* genannt) beginnt jedenfalls systematisch mit Bech (1955/83, 1963). Diejenige Arbeit allerdings, die als früheste Quelle für die Skandalkonstruktion in den linguistischen Arbeiten zitiert wird, ist die viel ältere Dissertation von Peter Wilhelm Merkes aus dem Jahre 1895. Da wird das von Vogel zitierte Datum *ohne sein Studium vollendet haben zu können* nicht nur als Fund zur Diskussion gestellt, sondern in sprachpflegerischer Manier als schlechtes, weil „unlogisches“ und somit als zu vermeidendes Deutsch charakterisiert:

Es bedarf natürlich kaum der besonderen Erwähnung, dass diese Ausdrucksart mit dem Wesen der heutigen Sprache nicht mehr in Übereinstimmung ist und also keine Nachahmung verdient. (Merkes 1895: 72)

Die anschließend von mir besprochenen Flexions-Derivations-Zuordnungsschwierigkeiten (*der Genuss schweizer Schokolade*) fallen in das größere Gebiet der sogenannten unmarkierten Genitive. Unmarkierte Genitive oder auch „undeutliche Genitive“ sind genitivische Nominalphrasen, die als solche nicht eindeutig als genitivische Formen erkennbar sind. Diese Ausdrücke sind ebenfalls erst später auf linguistisches Interesse gestoßen; die hochinteressanten Arbeiten beispielsweise von Ljungerund (1955) oder Zifonun (2003) sind kaum beachtet worden, zu relativ großer Aufmerksamkeit haben es dann doch die Arbeiten von Gallmann

gebracht (u.a. Gallmann 1996). Im Zentrum sprachkritischer Schriften – und zwar als stigmatisierte Wortverbindungen – standen die einschlägigen Konstruktionen allerdings wieder schon viel früher bei Wustmann (1891) oder Matthias (1892): *Bekanntschaft deren Tochter, Lust euer Eminenz, die Spur ihrer beider Körper, der Tod Perikles(‘), die neueste Schöpfung Kopenhagener Steuerkunst* u.v.m. Wustmann sagt wörtlich:

So richtig man sagt: *eine Versammlung deutscher Gastwirte*, so falsch ist: *der Verein Leipziger Gastwirte**. Der vorangestellte Wesfall *Leipziger* setzt die nachfolgenden *Gastwirte* noch lange nicht in den gleichen Fall! ... Ein Fehler, für den leider in den weitesten, auch in den gebildeten Kreisen gar kein Gefühl mehr vorhanden zu sein scheint, steckt in Verbindungen wie: *Ausschank Pilsener Biere, ... nach Meldungen Dresdener Zeitungen* ... (Wustmann 1891: 35f; *Kursivsetzung durch A.M.)

Die stark-schwach Problematik als solche ist ein relativ prominentes grammatisches Phänomen. Die wichtigen Regeln fehlen in keiner guten Grammatik des Deutschen. Die zweifelhaften Fälle hingegen, wie sie eben die Beispiele in (62)-(66) illustrieren, findet man in grammatischen Beschreibungen nicht. Andere Unsicherheiten beim stark-schwach-Gebrauch findet man wieder viel prominenter in Stilratgebern und sprachpflegerischen Belehrungsschriften, von Wustmann, der der Thematik über ein ganzes Kapitel mit einigen Unterkapiteln widmet, bis hin zu Sick (2009/2012)¹³. Gleiches gilt für Beispiele beim Vertauschen der Formen *eines* und *einer*, conoonet: *durch Anklicken einer der Bilder erhalten sie eine vergrößerte Darstellung*¹⁴.

Was die CP-Rekursionsfälle betrifft (Vorfeld-Wiederholung) bzw. die von Freywald thematisierten Verbzweit-Sätze unter der Konjunktion *dass*, muss ganz eindeutig wieder die sprachpflegerische Kampagne als Ursprung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Wortstellungsphänomen diagnostiziert werden. Die illusionsverdächtigen Herder-Sätze (77) und (78) oder die von mir ins Spiel gebrachten eingebetteten Verbdritt-Sätze sind als Ergebnis von Erhebungen oder Überlegungen ausgelöst durch die Arbeiten von Ulrike Freywald zum Status von Konstruktionen des Typus‘ [... dass [Verbzweit-Struktur]] (= (75) und (76)). Diese Sätze, wie wohlgeformt oder grammatisch abweichend sie sein mögen, wurden zum Forschungsgegenstand infolge der langen Diskussion um *weil*-Verbzweit-Sätze. Diese waren über Jahrzehnte Ziel sprachpflegerischer Agitation. Eine interessante Auflistung von sprachpflegerischen Kapriolen zur Unterbindung und Stigmatisierung dieser als schlecht, falsch und undeutsch gescholtenen Struktur findet sich bei Heide Wegener (1999). Inzwischen liegen Un-

¹³ Sick, B.: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/zwiebelfisch-honeckers-letzte-n-tage-in-deutschland-a-829943.html>,
<http://www.spiegel.de/kultur/zwiebelfisch/zwiebelfisch-ohne-jegliches-sprachliches-gefuehl-a-620000.html>

¹⁴ <http://canoo.net/services/OnlineGrammar/InflectionRules/FRegeln-P/Pron-Indef/Pron-einer3.html>

mengen an theoretischen Arbeiten zu diesem Thema vor. Angefangen hatte die Klage seitens der Sprachpfleger eben bei der normgerecht subordinierenden Konjunktion *weil*. Später folgten weitere Kandidaten. Parallel dazu nahm auch die Wissenschaft immer mehr unterordnende Konjunktionen ins Visier: *während*, *obwohl*, *wobei*, *wohingegen*, *trotzdem*. Dieser Pfad bereitete den Weg zur Fragestellung, ob die subordinierende Konjunktion par excellence – nämlich *dass* – nun nicht auch strukturell Hauptsatzäquivalente Sätze einbetten könne. Die Antwort bei Freywald ist ja; die Datenlage ist zumindest herausfordernd. Ohne die sprachpflegerische Attacke auf *weil*-Verbzweit-Sätze scheint mir der Freywaldsche Diskussionsbeitrag sehr unwahrscheinlich. Ohne Freywalds Arbeiten wären die komplexen Sätze aus (71)-(78) als potentielle Illusionskandidaten sicherlich nicht thematisiert worden.

Die letzte im vorliegenden Beitrag diskutierte Klasse von grammatischen Zweifelsfällen war die der „falschen Bezüge“. Dass diese bis heute eher sprachpflegerische Diskussionsobjekte waren als linguistischer Untersuchungsgegenstand, ist trotz der von Eisenberg (Zifonun, Vogt und Eisenberg 1999) zurecht angeführten wissenschaftlichen Arbeiten von Burkhardt vollkommen zutreffend dargestellt worden.

Ein abschließendes Beispiel, das in der Illusionsdiskussion dieses Beitrags nicht verfolgt wurde, aber ebenfalls die hier herausgearbeitete Wirkungsrichtung wiedergibt, ist der sogenannte abschwächende oder absolute Komparativ. Dabei handelt es sich um die Verwendung komparativer Adjektivformen, die eine geringere Ausprägung zum Ausdruck bringen als die bloßen Positivformen: *eine ältere Dame* ist demnach jünger, also weniger alt, als *eine alte Dame*; *ein größerer Beitrag* suggeriert eine geringere Summe als *ein großer Beitrag*. Dieser Gebrauch galt bei vielen älteren Sprachbewahren als schlecht, nicht nachahmenswert und undeutsch, weil latinisierend oder gräzisierung. Breier (1848: 44ff.) kritisiert die Verwendung des absoluten Komparativs als „dem deutschen Sprachgeiste völlig zuwider“ und Würfl (1880: 340) als eine „Gebrauchsweise, die dem deutschen Sprachgeiste nicht entspricht“. In der letzten Hälfte des 20. Jahrhunderts, also rund 100 Jahre später, wurden diese Komparative dann zu interessanten und viel diskutierten Forschungsobjekten von Sprachwissenschaftlern und fanden auch Eingang in einschlägige und führende Grammatiken (siehe Becker 2005).

4 Fazit

Es zeichnet sich also ab, dass Laienlinguisten und Sprachpfleger durchaus einen nicht geringen Beitrag zum Erkenntnisgewinn in Sachen Sprache geleistet haben. Ihrem Interesse an, ihrem Blick auf und ihrem Gespür für ungewöhnliche Ausdrucksformen und ihrer Beharrlichkeit beim Bekanntmachen der Strukturen ist es zu verdanken, dass einige spannende Fragen gestellt wurden, an deren Beantwortung dann auch professionelle Linguisten erfolgreich gearbeitet haben. Einige

Fragen davon sind immer noch offen; und vielleicht helfen sie beim Herausfinden, wie wirklich oder unwirklich sprachliche Illusionen sind. Sicher werden noch viel mehr solcher sprachpflegerischen Fragen und Einlassungen Grammatiker weiterhin auf interessante sprachliche Phänomene aufmerksam machen, die nicht auf die in diesem Beitrag thematisierten Illusionen beschränkt sind.

Dass Sprachwissenschaftler bei aller Wertschätzung gegenüber bestimmten Sprachpflegern, für die hier im Beitrag argumentiert wird, dennoch weiterhin äußerst skeptisch und kritisch bleiben sollten, versteht sich von selbst.

*Ein Großteil der im vorliegenden Beitrag diskutierten Phänomene, speziell die im Hauptabschnitt 2 besprochenen, sogenannten grammatischen Illusionen, werden in sehr ähnlicher Form in einem weiteren Aufsatz (Meinunger, erscheint) dargestellt. Die Übereinstimmungen beider Aufsätze in diesem Punkt sind insofern sehr groß. Die Perspektive auf das Phänomen allerdings ist eine ganz andere. Im erwähnten Artikel stehen die grammatiktheoretische Einordnung und psycholinguistische Fragestellungen der mentalen Sprachverarbeitung im Mittelpunkt. Im vorliegenden Beitrag geht es in der Hauptsache um die Rolle von Sprachpflegern und Laienlinguisten bei der Beschäftigung mit dem Phänomen.

5 Literaturverzeichnis

Quellen

- Bech, Gunnar (1955/83): *Studien über das deutsche Verbum infinitum*, Band 1. 2., unveränderte Auflage mit einem Vorwort von Catherine Fabricius-Hansen. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten, 139); [Original: Bech, Gunnar (1955/57): Studien über das deutsche Verbum infinitum. In: Dan. Hist. Filol. Medd. 35 (1955 / 56) und 36 (1956/57)]
- Bech, Gunnar (1963): Grammatische Gesetze im Widerspruch. In: *Lingua* 12. 291-299.
- Becker, Thomas (2005): Warum eine alte Dame älter ist als eine ältere Dame: Zum absoluten Komparativ im Deutschen. In: *Deutsche Sprache* 33, S. 97-116.
- Bergmann, Rolf (1980): Verregnete Feriengefahr und Deutsche Sprachwissenschaft. Zum Verhältnis von Substantivkompositum und Adjektivattribut. In: *Sprachwissenschaft* 5, 234-265.
- Betten, Anne (1980): Fehler und Kommunikationsstrategien. In: *Fehlerlinguistik*. Hg. von Dieter Cherubim. Niemeyer: Tübingen, S. 188-208.
- Breier, Fr. (1848): Mißbrauch der Comparativs und Superlativs in der deutschen Sprache. In: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 3. S. 44-51.
- Burkhardt, Armin (1999): Gut erhaltene Knochenfunde von Urmenschen. Zu einigen typischen Attributfehlern in der deutschen Gegenwartssprache. In: *Sprachreport* 2, S. 2-10.
- Dąbrowska, Ewa (2010): Naive v. expert intuitions: An empirical study of acceptability judgments. In: *The Linguistic Review* 27, S. 1-23.
- Eisenberg, Peter und Gerhard Voigt (1990): Grammatikfehler? In: *Praxis Deutsch* 17, S. 10-15.

- Engel, Eduard (1911): *Deutsche Stilkunst*. 6. Auflage. Wien und Leipzig.
- Fabricius-Hansen (1993): Nominalphrasen mit Komposita als Kern. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 115, S. 193-243.
- Featherston, Sam (2005): The Decathlon Model of empirical syntax. In: *Linguistic Evidence: Empirical, Theoretical, and Computational Perspectives*. Hg. von Marga Reis und Stephan Kepser. Berlin: Mouton de Gruyter. S. 187-208.
- Fodor, Jerry A. (1983): *Modularity of Mind: An Essay on Faculty Psychology*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Freywald, Ulrike (2008): Zur Syntax und Funktion von dass-Sätzen mit Verbzweitstellung. In: *Deutsche Sprache* 36, S. 246-285.
- Fuhrhop, Nanna (2003): ‚Berliner‘ Luft und ‚Potsdamer‘ Bürgermeister: Zur Grammatik der Stadtadjektive. In: *Linguistische Berichte* 193, S. 91-108.
- Gallmann, Peter (1996): Die Steuerung der Flexion in der DP. In: *Linguistische Berichte* 164, S. 283–314.
- Haider, Hubert (2010): Grammatische Illusion - Lokal wohlgeformt – global deviant. Hubert Haider, FB-Linguistik, Univ. Salzburg (<http://www.uni-salzburg.at/pls/portal/docs/1/1441196.PDF>)
- Haider, Hubert (2011): Grammatische Illusionen. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 30, S. 223-257.
- Harden, Theo und Hentschel, Elke (2010): *40 Jahre Partikelforschung*. Tübingen: Stauffenburg.
- Härtl, Holden (2013): Arguments of non-heads. Erscheint in: *Interfaces of Morphology* (= *studia grammatica* 74). Hg. von Holden Härtl. Berlin: Akademie Verlag.
- Kepser, Stephan und Marga Reis (2005): *Linguistic Evidence: Empirical, Theoretical and Computational Perspectives*. Berlin: De Gruyter. (speziell das Vorwort)
- Kolde, Gottfried (1985): Zur Topologie der deutschen Substantivgruppen. Rahmenbildung und mehrfache Attribuierung. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 13, S. 241-277.
- Ljungerund, Ivar (1955): *Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900*. Lunder Germanistische Forschungen XXXI) Lund: C. W. K. Gleerup.
- Matthias, Theodor (1892): *Sprachleben und Sprachschäden*. Leipzig, Verlag Richard Richter.
- McCloskey, James (2005): Questions and questioning in a local English. In: *Cross-Linguistic Research in Syntax and Semantics: Negation, Tense and Clausal Architecture*. Hg. von Raffalea Zanuttini et al. Georgetown University Press. S. 87-126
- Meinunger, André (2011a): Das ist was ziemlich Komisches ist das! – The syntax of apokoinu-constructions in colloquial German and other languages. In: *Satzverknüpfungen*. Hg. von Eva Breindl, Anna Volodina und Gisella Ferraresi. Niemeyer-Band 'Linguistische Arbeiten'. S. 351-378.
- Meinunger, André (2011b): Der Wortartenstatus des Elements 'je' in der komparativen Korrelativkonstruktion. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 39.2, S. 217-231.
- Meinunger (2011/12): Über grammatische Illusionen und sprachliche Realitäten – Bemerkungen zum Sprachvermögen (immer wieder leicht veränderter, angepasster und weiterentwickelter Vortrag an den Universitäten Braunschweig, Leipzig, Prag, Stuttgart, Vechta, Wien,)
- Meinunger, André (2012a): Sprache, Stil und starke Sprüche – Bastian Sick und seine Kritiker (Rz.). *Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Sprachwissenschaft* 4.2, S. 221-228.
- Meinunger, André (2012b): Über kindliche Sprachstörungen, bürgerliches Gesetzbuch und deutsche Sprachwissenschaft – sprachliche Illusionen und Realitäten. *Sprachheilarbeit* 3/12, S. 1.
- Meinunger (erscheint): Grammatische Illusionen und sprachliche Realitäten – Bemerkungen zum Sprachvermögen, erscheint im Sammelband: Skandal im Sprachbezirk. Hg. von Martin Neef, Susanne Borgwaldt, Iris Foster und Imke Lang-Groth. Frankfurt: Peter Lang.
- Merkes, Peter Wilhelm (1895): *Der neuhochdeutsche Infinitiv als Teil einer umschriebenen Zeitform: Historisch-grammatische Betrachtungen*. Dissertation, University of Göttingen.
- Ninio, Jacques (2010): Visuelle Illusionen – Der gute Knick in der Optik. In: *Gehirn und Geist*, S. 6-12. Spektrum der Wissenschaft.
- Pittner, Karin (2010): Modalpartikeln in neueren Lehrwerken für Deutsch als Fremdsprache. In: *Gedankenstriche - Reflexionen über Sprache als Ressource. Für Wolfgang Boettcher zum 65. Geburtstag*. Hg. von Nicole Hinrichs, und Anika Limburg, Tübingen: Stauffenburg, S. 171-184.

- Plank, Frans (1981): *Morphologische (Ir-)Regularitäten*. Aspekte der Wortstrukturtheorie. Tübingen: Gunter Narr (= Studien zur deutschen Grammatik 13).
- Pylyshyn, Zenon W. (1999): Is vision continuous with cognition? The case for cognitive impenetrability of visual perception. In: *Behavioral and Brain Sciences*. In: 22/3, S. 341-423.
- Reiners, Ludwig (1943): *Deutsche Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa*. München: C.H.
- Reis, Marga (1979): Ansätze zu einer realistischen Grammatik. In: *Befund und Bedeutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft*. Hg. von Klaus Grubmüller, Ernst Hellgardt, Heinrich Jellissen und Marga Reis. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, S. 1-21.
- Rinas, Karsten (2011): *Sprache, Stil und starke Sprüche: Bastian Sick und seine Kritiker*. Darmstadt: Lambert Schneider.
- Schmidt, Jürgen Erich (1993): *Die deutsche Substantivgruppe und die Attribuierungskomplikation*. Tübingen.
- Schneider, Jan Georg (2013): Sprachliche ‚Fehler‘ aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: *Sprachreport* 1-2, 30-37.
- Schütze, Carson T. (1996): *The empirical base of linguistics. Grammaticality judgments and linguistic methodology*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Trabant, Jürgen (2005): Vom Schrei zur Artikulation. In: *Anthropologie der Artikulation. Begriffliche Grundlagen und 22 transdisziplinäre Perspektiven*. Hg. von Magnus Schlette und Matthias Jung. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 62-84.
- Trabant, Jürgen (2008): *Was ist Sprache?* München: Beck.
- Ulvestad, Bjarne (1978): Zum Adhortativ und Sie-Imperativ. In: *Sprachwissenschaft* 1978/3, S. 146–183.
- Urban, Ines (2007): "Lassma" Weltmeisterschaft machen - eine grammatische Untersuchung zum Kiezdeutsch. Mag.-Arbeit HU Berlin. Berlin 2007. [http://www2.hu-berlin.de/linguistik/institut/syntax/onlinelexikon/_materialien/urban.pdf]
- Vogel, Ralf (2009): Skandal im Verbkomplex: Betrachtungen zur scheinbar inkorrekten Morphologie in infiniten Verbkomplexen des Deutschen. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 28.2, S. 307–346.
- Wegener, Heide (1999): Syntaxwandel und Degrammatikalisierung im heutigen Deutsch? Noch einmal zu weil-Verbzweit. In: *Zeitschrift für deutsche Sprache* 27,1, S. 3–26.
- Weydt, Harald (1969): *Abtönungspartikel*. Die deutschen Modalpartikeln und ihre französischen Entsprechungen. Bad Hamburg v.d.H.
- Wunderlich, Dieter (2008): Spekulationen zum Anfang von Sprache. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 27,2, S. 229–265
- Würfl, Christoph (1880): Über Klopstock's poetische Sprache. In: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 64, S. 271-340.
- Wurmbrand, Susi (2012): Skandal oder Illusion? Verbkomplexe in der Grammatiktheorie. Vortragshandout, Universität Stuttgart (Juli).
- Wustmann, Gustav (1891): *Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen*. Grunow, Leipzig.
- Zifonun, Gisela (2003): Was geschieht, wenn dessen auf einen Genitiv trifft? In: *Sprachreport* 3/2003. S. 18-22.
- Zifonun, Gisela, Michael Vogt und Peter Eisenberg (1999): Kritikversuch an einem Sprachkritiker. Drei Kritiken zu einem Beitrag von A. Burkhardt. In: *Sprachreport* 2, 10-14.
- Zimmer, Dieter E. (2007): Gutes Deutsch. In: *Was ist gutes Deutsch? Studien und Meinungen zum gepflegten Sprachgebrauch* (Duden Thema Deutsch 8). Hg. von Armin Burkhardt. Mannheim: Bibliographisches Institut. S. 381-392.